

Die neuen Verträge mit der EU verdienen ein Ja auf Bewährung

Auch ohne griffige Schutzklausel bei der Zuwanderung überwiegen bei den neuen Abkommen mit der EU die Vorteile. Um sie mehrheitsfähig zu machen, braucht es jedoch eine entscheidende Verbesserung, findet Daniel Foppa



Wir passen nicht sonderlich gut zusammen: Hier der direktdemokratische Kleinstaat, in dem minime Verschiebungen der Parteienstärke bereits als politisches Erdbeben gelten, dort der 450-Millionen-Staatenbund im wirtschaftlichen und politischen Krisenmodus. Dass Italien derzeit die stabilste Regierung unserer Nachbarländer aufweist, sagt viel über den derzeitigen Zustand der EU aus. Entsprechend tun wir uns schwer mit dieser Partnerschaft: Mal knallen wir der EU die Türen vor der Nase zu, mal umarmen wir uns wie am Freitag in Bern. Diese On-off-Beziehung ermüdet, und so mancher hat inzwischen genug vom europapolitischen Diskurs.

Die Positionierung in dieser Schicksalsfrage ist denn auch schwierig. Wie schwierig, zeigte sich am Freitag: Je länger der Tag dauerte, desto mehr wurden die Tücken des Verhandlungsergebnisses offensichtlich. Spätestens als Bundesrat Beat Jans vor den Medien damit scheiterte, das Funktionieren der Schutzklausel zu erläutern, waren die salbungsvollen Worte der Präsidentinnen Ursula von der Leyen und Viola Amherd vergessen.

In solchen Momenten mag es verlockend erscheinen, sich wie die SVP auf die negativen Punkte des Abkommens zu konzentrieren, um das Paket in Bausch und Bogen zu verwerfen. Und die Ängste vor drohenden negativen Folgen für die Wirtschaft mit dem Verweis auf Unternehmerpersönlichkeiten wie Magdalena Martullo-Blocher oder die Partners-Group-Gründer wegzuwischen, die ja auch dagegen sind. Aber ist das die nüchterne Analyse, die es nun braucht?

Fakt ist, dass eine Ablehnung der Verträge unseren Zugang zum EU-Binnenmarkt verschlechtert. Damit würden wir viel riskieren: 50 Prozent unserer Exporte gehen in die EU, und Brüssel hat angekündigt, ohne institutionelles Abkommen die bestehenden Verträge erodieren zu lassen. Die Folgen wären höhere Kosten und mehr Bürokratie für die Exportindustrie sowie der Verlust von Arbeitsplätzen in der Schweiz. Auf das EWR-Nein von 1992 reagierte unser Land mit freiwilliger Rechtsübernahme und zwei bilateralen Verhandlungspaketen. Nochmals würde sich die EU jedoch nicht darauf einlassen. Ein Nein zu den neuen Verträgen wäre deshalb ein Vabanquespiel in global unruhigen Zeiten.

Doch auch ein Ja hat seinen Preis. Der Zugang zum EU-Binnenmarkt kostet uns neu 350 Millionen Franken pro Jahr, und wir müssen unter Androhung von Ausgleichsmassnahmen EU-Recht dynamisch übernehmen. Eine eigenständige Steuerung der Zuwanderung, wie sie in unserer Verfassung steht, wird es weiterhin nicht geben. Zwar soll die Schutzklausel griffiger werden, aber ob sie je eine dämpfende Wirkung entfalten wird, bleibt höchst fraglich. Positiv sind dagegen die auf die Schweiz zugeschnittenen Ausnahmen bei der Unionsbürgerrichtlinie und den staatlichen Beihilfen oder die wieder mögliche Teilnahme an EU-Forschungsprogrammen.

Insgesamt sind die Verträge damit besser als das gescheiterte Rahmenabkommen, und aus jetziger Sicht überwiegen die Vorteile. Allerdings sollte der Bundesrat den FDP-Vorschlag aufnehmen und das Abkommen mit einer Opting-out-Klausel versehen. Damit würden die Verträge bei einer Annahme durch das Volk nach einer gewissen Zeitspanne erneut dem fakultativen Referendum unterstellt, so wie es bei den Bilateralen I der Fall war. Wir wüssten dann, ob sich die Verträge in der Praxis – zum Beispiel bei Ausgleichsmassnahmen der EU – bewährt haben oder nicht. Und könnten sie notfalls kündigen.

Eine solche Option würde die Chancen des Abkommens an der Urne erhöhen. Und das ist bitter nötig. Denn die Befürworter haben das Feld bisher den Gegnern der Verträge überlassen und müssen einen grossen argumentativen Rückstand aufholen. Ihre Wortmeldungen seit Freitag lassen noch viel Luft nach oben erkennen: Wolkig schwärmen sie von Weitsicht, einem Befreiungsschlag oder dem Ausweg aus der Sackgasse. Damit gewinnt man keinen Abstimmungskampf – erst recht nicht in der Europapolitik.

Denn die Debatte, wie souverän ein Kleinstaat in einer vernetzten Welt noch sein kann, ist essenziell für unser Land. Und anfällig für einen emotionalen Diskurs der Schlagworte, wie vergangene Urnengänge zeigten. Im Unterschied zu den kurzen Abstimmungskämpfen vor der EWR- und der Masseneinwanderungs-Abstimmung steht uns dieses Mal jedoch viel Zeit bis zum Volksentscheid zur Verfügung. Wir sollten sie dafür nutzen, die Vor- und Nachteile der Verträge abzuwägen. Eingehend und mit kühlem Pragmatismus.

Im Bann der Unterwelt

Ottavia Piana, italienische Höhlenforscherin, ist schon zum zweiten Mal verletzt aus der gleichen Höhle gerettet worden. Die 32-Jährige sagt, sie wolle nie mehr dort hinunter gehen. Ihre Kolleginnen und Kollegen sind da allerdings nicht so sicher. Von Marc Zollinger

«Ich werde hier keinen Fuss mehr hineinschicken», sagte Ottavia Piana dem Arzt, als dieser sie untersuchte. Vier Kilometer war er zum Unfallort geklettert, wo die Höhlenforscherin sechs Meter in die Tiefe gestürzt war. Wer könnte die Frau nicht verstehen? Zumal sie sich eineinhalb Jahre zuvor in der gleichen Höhle an fast derselben Stelle schon einmal bei einem Sturz die Knochen gebrochen hatte und nur dank dem beherzten Einsatz der Rettungskräfte das Tageslicht wieder zu sehen bekam.

Piana wusste also, was nun auf sie zukam: nervenzerreissende Stunden, angebunden auf einer Barre; höllische Schmerzen; die meiste Zeit in der Vertikalen; das Schicksal in den Händen anderer. Und dann, fast noch schlimmer: der Medienrummel. Wer wie sie das Schattenreich liebt, steht nicht gerne im Scheinwerferlicht.

Ottavia Piana, 32 Jahre alt, aus Adro bei Brescia in der Lombardei, stammt aus einer sportbegeisterten Familie. Alle lieben sie die Berge, unternehmen Wandertouren, klettern Felswände hoch. Nur Ottavia macht das in die andere Richtung. Unter der Woche arbeitet sie als Sekretärin im Unternehmen des Vaters, das Baukräne vermietet und repariert. An den Wochenenden und wann immer es die Zeit erlaubt, erkundet sie die Höhlen des Landes.

In Italien – und auch weltweit – ist die Höhlenforschung kein Beruf, sondern eine idealistische Freizeit-



PD, BEARBEITUNG NZZAS

beschäftigung, so wie für Ottavia Piana. Gleichwohl leisten die Speläologen unbezahlbare wissenschaftliche Dienste. Sie messen die Ausdehnung der Höhlen, zeichnen genaue Pläne, finden neue mikroskopische Lebensformen oder Knochen der vor 25 000 Jahren ausgestorbenen Höhlenbären. Aus den Sedimenten der Tropfsteine lässt sich das Klima von vor Tausenden Jahren ablesen.

Im Mittelalter galten die Höhlen als Einstieg zur Hölle, wo teuflische Wesen lebten. Es dauerte darum längere Zeit, bis die Menschen den Mut fanden, dort auch hinabzusteigen. Noch heute sind Höhlen trotz wissenschaftlicher Beschäftigung damit in vieler Hinsicht eine Fabelwelt geblieben. Auch weil es dort an gewissen Stellen verwunschen schön ist: wunderbare Tropfsteine, unglaubliche Kristallformen, kristallklare Seen. Davon zeugen

auch die Namen der einzelnen Abschnitte, etwa «Wolken Schloss» oder «Märchenland». Ottavia Piana ist bei einer Stelle abgestürzt, die «Fata» heisst, italienisch für Fee.

Spitzenreiter in Europa ist Slowenien mit 30 000 Höhlen. In Italien soll es rund 20 000 geben, in der Schweiz 12 000. Nur ein Bruchteil davon ist erforscht: kaum mehr als fünf Prozent, so heisst es. Das macht es für Höhlenforscher so interessant, gewisse Risiken einzugehen: Sie können ein Stück des Planeten entdecken, wo vor ihnen noch nie ein Mensch war. Höhlenforschung, sagt man, sei «die Weltraumfahrt des kleinen Mannes».

Fast noch verlockender ist etwas, das kaum zur Sprache kommt: Unten, fernab jeglicher Zivilisation, kommt der Geist fast automatisch zur Ruhe, das Gefühl für Zeit verschwindet. Ein Zustand des Friedens stellt sich ein, den man selbst im Kloster schwerlich findet. Kein Wunder, bilden die Höhlenforscherinnen und Höhlenforscher eine verschworene Gemeinschaft, wie es auch die exzellent organisierte Rettungsaktion diese Woche gezeigt hat.

In letzter Zeit war Ottavia Piana jedes Wochenende mit ihren Kollegen im Abisso Bueno Fonteno, jenem Höhlensystem bei Fonteno in der Provinz Bergamo, das ihr zweimal zum Verhängnis wurde. Die Höhle wurde 2006 entdeckt und bildet ein fünfzig Kilometer langes Labyrinth aus raumgreifenden und zum Teil sehr engen Gängen, von denen bisher etwa zwei Drittel erkundet worden sind.

Piana wird als sehr erfahrene und umsichtige Expertin beschrieben, die auch Neueinsteiger ausbildet. Bei den Touren geht sie meistens voran. Nur bei der letzten Tour nicht. Da waren zwei Kollegen vor ihr, die problemlos über das Stück Felsen liefen, das erst dann nachgab, als Piana ihren Fuss darauf setzte. Pech gehabt.

«Non c'è due senza tre», weiss Italiens Volksmund. Wenn etwas zweimal geschieht, dann gewiss auch ein drittes Mal. Trotzdem müsste man sich wundern, wenn die 32-Jährige nicht bald wieder hinabsteigen würde, sobald die mehrfachen Frakturen verheilt sind. Ihre Kolleginnen und Kollegen jedenfalls zweifeln nicht daran.